

Bevor die Seuche das Land in die Angstklammer nahm, schätzte der Bestatter Tilo Brüsehafer besonders die fröhlichen Momente seines Berufs. Die Nachmittage in der Ortsgruppe der Volkssolidarität zum Beispiel, wohin er manchmal geladen wurde, um bei Kaffee und Kuchen darüber zu sprechen, welche Arten von Bestattungen denn einmal infrage kämen. Feuer. Erde. Das Meer? Gern hatte er auch eine Urne dabei, dazu die Aschekapsel, zur Verdeutlichung dessen, was seine Aufgabe ist, nämlich Tote unter die Erde zu bringen. Manchmal sei es dann richtig lustig geworden, erzählt er aus dieser Zeit, tausendundeine Nacht weit weg. Keine Masken. Ein Raum voller älterer Menschen mit lachenden Gesichtern. Da war zum Beispiel diese Frau, die krümelklein habe wissen wollen, wie das im Krematorium denn genau vorstattegehe, und ob es stimme, dass Leichen, wenn der Sarg eingefahren werde, im Feuer sich noch einmal aufrichteten? Wie zum Protest. Ein letztes Aufbäumen sozusagen. Tilo Brüsehafer hat kurz überlegt und dann auf Platt gesagt: „Mensch, dat geht doch gar nich! Da stößt dir ja 'n Kopp! Da is ja 'n Deckel drauf!“

Stumme Kälte zieht über die Äcker, behaucht beiläufig die Eichen an der Allee nach Röbel, tuscht Schlieren aus Eis an ihre dicken Stämme. In Wredenhagen bricht plötzlich die Sonne durch. Kaum fünf Minuten, und rhythmisch tropft es von den Dächern alter Bauernhäuser. Es fällt einem nicht schwer, sich inmitten dieses Taunkonzerts vorzustellen, wie es war, als Tilo Brüsehafers Großvater noch lebte, zu der Zeit, als Sterben und Tod noch zum Leben gehörten, nicht unsichtbar waren wie heute, und er hier, am südlichen Rand der Mecklenburgischen Seenplatte, zwischen Wittstock und Röbel, manchen selbstgezimmernten Sarg auf seinen Ziehwagen lud, die Toten des Dorfes abholte, zur letzten Reise, weil nach ihm gerufen worden war. „Du, Otto, Oma is dod, nu mock ma 'n Sarg fadich“, hätten die Leute gesagt.

Zählt man alle Covid-19-Toten zusammen, ist mittlerweile eine Stadt wie Bayreuth ausradiert

So erzählt es Tilo Brüsehafer in seinem Büro, geboren 1970, Tischlermeister und Bestatter, Sohn des Tischlermeisters und Bestatters Ulrich Brüsehafer, Enkel des Tischlermeisters und Bestatters Otto Brüsehafer. Er fährt ein elegantes, fast schnittiges Leichenauto mit gerafften Seidengardinen. Es steht direkt neben der Kühlzelle in einem der Hofgebäude der Tischlerei, wo man sich verlaufen kann in all den Anbauten, Durchgängen, Abtrennungen. In der Kühlzelle wird es nie wärmer als drei, vier Grad. Davor ein gekachelter Raum, Gummischürzen und Handschuhe, links ein Regal für Urnen, rechts der arretierbare Stahltisch mit Abflussloch, auf dem der Dienst an der Leiche versehen wird. So nennt man es, das Waschen der Toten, das Anziehen, und dann noch einmal mit dem Kamm durch das Haar.

Zwölf haben Platz in der weißen Kammer, in deren Innern in gelblichem Licht der Körper einer Frau mittleren Alters liegt. Nein, es ist keine Covid-19-Tote, sonst hätten ihr die Verwandten am Tag zuvor nicht noch einmal ins Gesicht schauen dürfen. Sonst läge sie nicht offen da, sondern verpackt, in einem Leichensack, und Brüsehafers Mitarbeiter hätten sie beim Abholen zu ihrer letzten Reise noch behutsam in einen zweiten Sack gelegt, zur Sicherheit, alles nur zur Sicherheit.

Erstauulich leer ist Tilo Brüsehafers Kühlzelle an diesem Spätwinterabend in Wredenhagen, verglichen mit den vielen Wochen, seit Weihnachten. Aber das kann morgen schon anders sein, oder am Ende des Tages, so heißt es doch immer.

Anfang Januar ging es los mit dem Sterben im Landkreis Ostprignitz-Ruppin, erzählt er, da war die Arbeit kaum mehr zu schaffen. Da starben die alten Menschen, vor allem die in Pflegeheimen und Hospizen. Einsame Tode starben sie. Und sie stürben noch immer, auch wenn langsam die Impfungen griffen. Ein Seniorenheim in der Nähe sei aber inzwischen „fast leer“, weit mehr als die Hälfte der Bewohner seien „an oder mit Corona“ gestorben.

„Für die Angehörigen ist das ganz schlimm“, sagt er, „ganz schlimm, gerade wenn sie den Verstorbenen eine Weile nicht gesehen haben.“ Das sei ja bei den meisten so, wegen der Kontaktbeschränkungen. Und dann ist er weg, der Tote, im Sack. Kein Blick mehr auf das vertraute Gesicht, keine Berührung. Nichts. Und die Vorwürfe der Tochter, des Sohns gegen sich selbst, der Mutter nicht die Hand gehalten zu haben, wo sie doch immer gesagt hat, auf keinen Fall wolle sie einsam sterben.

Tilo Brüsehafer, der seit Jahrzehnten Angehörige begleitet, dem die unterschiedlichen Phasen und Formen des Trauerns vertraut sind, weiß aus dem Bauch heraus, dass der Tag kommen kann, an dem der Sohn, die Tochter wissen will, wie Mutter aussah, da im Sarg. Oder Vater, im Sack. Darauf will er vorbereitet sein. Brüsehafer schaut raus auf den Acker, die Holzstapel, die windstrubbeligen Bäume und sagt: „Bevor der Deckel zugeht, mache ich ein Bild.“

Vor einem Jahr hat in Deutschland das Sterben angefangen, der erste Lockdown begann. Seitdem verschwand an vielen Tagen ein ganzes Dorf, mal ein großes, dann ein kleineres, ein Wredenhagen zum Beispiel. Zählt man alle Covid-19-Toten zusammen, ist eine Stadt wie Bayreuth ausradiert, oder Neubrandenburg mit ein paar Orten drumherum. Längst ist von der „drit-



Jeder stirbt für sich allein

Kein letzter Blick, keine letzte Berührung – und dann ab in den Sack: Die Pandemie und die Entfremdung vom Tod. Über die letzte Reise in einsamen Zeiten

VON RENATE MEINHOFF

ten Welle“ die Rede, von Mutanten, die Zahlen steigen wieder.

Gerade am Anfang der Pandemie mussten ungezählte Menschen völlig allein sterben, jedenfalls ohne vertraute Menschen, umgeben von Ärzten, von überarbeitetem Pflegepersonal in Schutzkleidung. Vollschutz heißt das, und wenn da die Augen hinter den Brillen noch irgendwie erkennbar sind, dann ist das schon viel.

„Ich finde das absolut brutal“, wird Dirk Pörschmann sagen. Pörschmann aus Kassel, dessen Forschungsgebiet Bestattungskulturen sind, sieht diese Menschen in einer „Opferrolle für die Gesellschaft, ohne dass wir sie gefragt haben, ob sie das wollen“ – genauso wie deren Angehörige.

Natürlich kann Sterbebegleitung übers Telefon auch lindern. Sie kann aber auch traumatisieren

Inzwischen gibt es vorsichtige Lockerungen in vielen Krankenhäusern, dürfen enge Verwandte und Geistliche je einzeln für zehn, fünfzehn Minuten zu den Sterbenden, und Pflegenden versuchen, wenigstens mit Telefon und iPad Brücken ins Vertraute zu schlagen.

Zu Dirk Pörschmanns Gedanken der Opferrolle passt es, dass Frank-Walter Steinmeier das Schweigen um die Toten, die Opfer der Seuche mit einer zentralen Gedenkfeier unterbrechen will, am 18. April soll sie in Berlin stattfinden. Die Gesellschaft müsste gemeinsam innehalten und Abschied nehmen, hieß es aus dem Bundespräsidialamt. Es mag angemessen sein, in diesem Staatsrahmen der Toten zu gedenken, auch wenn staatliches Handeln ja für das einsame Sterben verantwortlich ist. Ob es den Einzelnen hilft, deren Angehörige ohne Begleitung gehen mussten, ist die Frage. Und das Sterben hält ja an. Nur ist es im vergangenen Jahr durch die Seuche noch unsichtbarer geworden, als es ohnehin schon war. Beerdigungen sollen in aller kleinstem Rahmen stattfinden. Keine Umarmungen, keine Nachbarn. Keine helfenden Rituale. Kein Leichenschmaus danach, wie man das einmal nannte, der den Lebenden sagt: Du sollst

essen und trinken, denn du lebst weiter. Auch herrscht noch immer viel Unsicherheit darüber, was in welchem Bundesland überhaupt erlaubt ist. Erdbestattungen für Covid-19-Tote? Aufbahrungen? Waschen und Ankleiden der Toten? Abschied am offenen Sarg?

Aus Angst, womöglich gegen Regelungen des Infektionsschutzgesetzes zu verstoßen, wählen Enkel sicherheitshalber die Urne für die Oma, obwohl sie doch zeitlebens für die Grabpflege einer Erdbestattung gespart hatte und wegen der Auferstehung auf keinen Fall verbrannt werden wollte. Anderen kommt Corona als Vorwand gerade recht, die billigere Feuerbestattung, das billigere Grab zu wählen.

Es ist, öffentlich jedenfalls, wenig diskutiert worden in diesem Jahr über das Recht eines jeden auf ein selbstbestimmtes, menschenwürdiges Sterben, das zum allgemeinen Persönlichkeitsrecht gehört und durch die Verfassung garantiert ist. Sterbende sind auf Nähe angewiesen, auf Mimik und Berührung, wenn die Stimme versagt. Sterbebegleitung übers Telefon, wenn sie überhaupt möglich ist bei den oft rasanten Krankheitsverläufen, kann lindern, kann aber auch traumatisieren. Die digitale „Anwesenheit“ kann das physische Dasein jedenfalls niemals ersetzen.

Redet man mit Menschen, deren Angehörige in Krankenhäusern und Pflegeheimen an Covid-19 gestorben und dann in einem Sack verschwunden sind, gewinnt man den Eindruck, sie steuert zielstrebig auf eine sich in großen Familienkreisen perpetuierende Traumatisierung zu.

Da ist Jutta H., eine Werbekaufrau aus Starnberg, deren Vater kurz vor Weihnachten mit 80 Jahren in einem Krankenhaus

Covid gestorben ist. Sie hätten ein warmes, enges Verhältnis gehabt, erzählt sie am Telefon. Alles sei unglaublich schnell gegangen. Lebend hat sie ihn nicht mehr sehen können, und als sie darum bat, doch wenigstens dem toten Vater noch einmal ins Gesicht schauen zu dürfen, hieß es am Telefon, das gehe nicht, der Vater sei noch infektiös und liege in einem Sack. „Wie bitte? Dann öffnen sie ihn!“ Nein, der Sack könne nicht noch einmal geöffnet werden.

Jutta H. ist krank geworden daran, dass sie nicht bei ihrem Vater war, als sein Leben zu Ende ging. Dass vieles ungesagt bleibt. Gerade ist sie 55 geworden. Sie habe den ganzen Tag aufs Telefon gestarrt und geweint. „Mein Vater war doch immer der Erste, der angerufen hat“, sagt sie, „und dann wartest du den ganzen Tag, und dann weißt du: Es ist wahr.“

Das Verwunderlichste ist, dass Dirk Pörschmann sich überhaupt nicht wundert. Pörschmann, der Kunsthistoriker, der Direktor des Kasseler Zentralinstituts und Museums für Sepulkralkultur, kann man nur am Telefon sprechen. Die Pandemie wirke, wie in allen Bereichen, ja nur wie ein Brennglas, sagt er. Das einsame Sterben, die Entfremdung vom Tod, auch die vom toten Körper, sei lange schon ein grundsätzliches gesellschaftliches Problem. „Und jetzt werden die Leichen in Bodybags eingepackt und uns Angehörigen noch weiter entzogen.“ Pörschmann spricht vom „Full-Service der Dienstleister“. Alles werde übernommen, und am Ende sieht man „kurz‘ne Urne mit drei Kilo Asche drin“. Für niemanden könne das gut sein.

Und was macht dieses nicht sichtbare Sterben mit uns Menschen?

„Ich glaube, es macht ganz viel Angst“, sagt er,

„und bei manchen führt die Angst zur Verleugnung, andere müssen sich ihr stellen“, weil der Tod ganz nah in die Familie gekommen ist. „Die Todesängste, die Angst vor der Vergänglichkeit dominieren seit Monaten unser gesellschaftliches Handeln.“ Wenn man mal überlege, „was wir bereit sind aufzugeben, wenn bei uns der Tod an die Tür klopfte...“ Und dann spricht er von den Einschränkungen der Grundrechte. Das Parlament müsste das doch alles „aushandeln“ und sich nicht selbst entmachten und sich dann wundern, dass die Strafen voller Demonstranten sind.

„Ich glaube, wenn in unserer Gesellschaft eine Auseinandersetzung mit der Vergänglichkeit schon kulturell wirklich verankert wäre“, sagt er, „dann wären wir mit der Pandemie anders umgegangen.“ Jetzt gebe es natürlich verständlicherweise sehr viel Angst vor dem Tod, sodass wir das alles hinnehmen.

Sie saßen beim Essen, und er rannte in Vollschutzkleidung mit Sportsarg durch die Heime

Das einsame, nicht selbstbestimmte Sterben eben auch. „Natürlich wird man einem hochinfektösen Menschen nicht direkt begegnen können“, sagt Dirk Pörschmann, „aber es gibt doch Möglichkeiten, in einer derart existenziellen Situation zumindest körperliche Anwesenheit zu garantieren.“ Er nennt es Zivilcourage, was er aus einem Pflegeheim gehört hat, in dem die Bewohner im ersten Lockdown isoliert waren. „Kommen Sie, Ihre Mutter wird sterben heut' Nacht“, hat eine Pflegerin zur Tochter einer Totkranken am Telefon gesagt, „aber kommen Sie über den Hintereingang, da sind keine Kameras.“

Auch Tilo Brüsehafer kennt solche Geschichten, so oft ist er jetzt in Altersheimen, in Pflegeeinrichtungen. Viele litten an der Einsamkeit, viele seien an Einsamkeit gestorben. Er sagt, es sei ihm nicht lieb, da in Vollschutzkleidung mit dem Sportsarg durch die Hospize zu laufen, durch die Heime, wenn noch alle beim Essen sitzen, und sie sehen ihn und denken: „Morgen bin ich vielleicht da in der

Kiste.“ Wie gern machte er seine Arbeit unsichtbar, ein freundlicher Reisegeist im Hintergrund, denn „die haben alle Leid genug, und dann ist das noch mal in die Wunde rein.“

Und wie gehen Sie um mit den Covid-19-Toten? Sie legen ihnen ein feuchtes Tuch über den Mund, über die Nase, um die „Ausdünstungen“ aufzuhalten, sagt Tilo Brüsehafer, und der Tote soll so wenig wie möglich bewegt werden, das sei die dringende Empfehlung.

Also kein Waschen, kein bester Anzug, kein schönstes Kleid?

„Nein, das machen wir jetzt nicht, das sage ich ganz ehrlich, denn so große Vorkehrungen können wir gar nicht treffen.“

Natürlich haben sie Angst, sich anzustecken. Sie kommen von einem Haus ins nächste und würden das Virus im Nu verbreiten. „Wer jetzt im Pflegeheim oder im Krankenhaus stirbt“, sagt er, „der kommt in den Sack und kommt so ins Krematorium oder in die Erde.“

Und doch sei es inzwischen erlaubt, am offenen Sarg Abschied zu nehmen. Tilo Brüsehafer macht das natürlich möglich. Dann öffnet er den Sack noch einmal, bittet die Angehörigen, ihre Toten nicht zu berühren und Abstand zu halten. „Darauf müssen wir uns dann verlassen.“

Gerade werden hochwertigere, teurere Säрге gekauft. Da werden wohl mit Geld Lücken gefüllt

Der Dienst an der Leiche. Für Dirk Pörschmann, den Wissenschaftler, ist er eine anthropologische Konstante. Denn in dem Moment, in dem „unsere Vorfahren“ begannen, die Liebe, die sie zu den Lebenden empfanden, auch auf die Leichen zu übertragen, sie weiterhin zu umsorgen und nicht wilden Tieren und Insekten zu überlassen, „in dem Moment tritt etwas ein, was uns zu Menschen macht“, sagt er, „das ist so existenziell.“

Dirk Pörschmann nennt es einen Trieb. Der Mensch könne gar nicht anders, als seine Toten zu umsorgen, zu bestatten und zu beweinen. „Wenn uns das weggenommen wird, wie jetzt, dann wird das sichtbar.“ Dieser Trieb, die Leerstellen. Trauerbegleiterinnen, Psychologen und Psychiater – so ahnt Dirk Pörschmann es voraus – werden viel zu tun haben in den kommenden Jahren, um Leerstellen zu füllen, Trauerriptide nachzuholen. Aber geht das überhaupt?

Kai Winter in den Hügeln der Lausitz, ein schmaler, fröhlicher Mann, hat eine interessante Beobachtung gemacht, nämlich die, dass teurere, hochwertigere Säрге seit Monaten besser laufen als früher. Teure Säрге für Erdbestattungen, aber auch teurere „Verbrenner“. So nennen sie in der Branche die Krematoriumssäрге, die mit ins Feuer gehen. Genau das Gegenteil sei der Fall gewesen, bis die Seuche das Land in die Angstklammer nahm. Woran der Wandel liegen mag? Kai Winter, der Chef des kleinen Familienunternehmens Lausitzer Sarg- und Pietätwaren, glaubt, dass die Menschen jetzt eben mit Geld Lücken und Leerstellen zu schließen versuchten, weil ihnen Versäumtes bewusst wird, gerade wenn lange „kein Kontakt mehr zu den Angehörigen“ möglich war. „Weil wir nicht richtig Abschied nehmen konnten vom Opa, machen wir jetzt wenigstens 'ne ordentliche Trauerfeier“, sagt er, „vielleicht sind das die Gedanken.“

Und weil er die Technik liebt, sitzt er jetzt im weitläufigen Ausstellungsraum seiner Sargfirma in Oderwitz und bedient nicht nur die Kaffeemaschine mit dem Smartphone, er klickt auch die Balken und Kurven seiner Statistik auf dem mächtigen Flachbildschirm an, der eben noch die schrillbunte Welt eines Korallenriffs zeigte. Die Seuche, deren Tote, die man täglich nur mit den Zahlen des Robert-Koch-Instituts vor Augen geführt bekommt, spiegelt sich haargenau in Winters Produktionszahlen wider. Er liefert seine Säрге, Leichensäcke, Urnen und alles, was Bestatter für ihre Arbeit brauchen, nicht nur nach ganz Mitteldeutschland, seine Achtzehntonner fahren bis nach Mecklenburg, manchmal bis Bayern. Seit einem Jahr macht er das Geschäft seines Lebens. Gut 4000 Säрге zusätzlich hat er schon an seine Kunden verkauft – verglichen mit den Jahren vor Corona. Im Dezember sei es „richtig eskaliert“.

Es war die Zeit, als im nahen Zittau im östlichen Zipfel Sachsens wegen der hohen Todeszahlen nicht mehr alle Säрге im Krematorium untergebracht werden konnten. Die Bilder gingen durch die Nachrichten. „Extremst, was hier passiert ist“, sagt Kai Winter leise und führt einen durch die fast leere Lagerhalle. „Wir schaffen es nicht, auf Reserve zu arbeiten. Alles rollt. Wir müssen liefern, liefern, liefern.“

Die Winters können es nur schwer ertragen, wenn jetzt unten im Dorf Demonstranten an der Straße stehen. Corona-Leugner, sagt Silke Winter, furchtbar. „Sollen sie doch zu mir kommen, ich zeig' denen meine Statistik“, sagt ihr Mann. „Ich zeig' ihnen auf den Sarg genau.“

In Wredenhagen, vierhundert Kilometer nördlich von Winters ausgedünnter Lagerhalle, steht Tilo Brüsehafer im Taunkonzert vor seiner Kühlzelle. Weniger Arbeit wäre ihm lieber. Da ist noch die Tischlerei. Da ist die Mutter, die gerade zum Essen ruft. Jetzt stürben diejenigen, die im Laufe des kommenden Jahres ja ohnehin gegangen wären, sagten viele. „Das kann ich jetzt nicht mehr akzeptieren“, sagt Brüsehafer, „diesen Satz: Der hat sein Leben gelebt.“

Ein gutes Leben müsse es doch sein. Ein schönes, ein würdiges und selbstbestimmtes. Bis zur letzten Minute. Bis zum allerletzten Atemzug. Dann erst ist er dran.



Dass Menschen gerade so einsam sterben, macht ihnen Sorgen: Dirk Pörschmann (o.) und der Bestatter Tilo Brüsehafer. FOTOS: DPA (2); MHF

